

In dieser Ausgabe

SÜDAFRIKA

**Hoffnung auf Schulen, Arbeit,
Freiheit und Frieden** 2

Rajmohan und Usha Gandhi
besuchen Südafrika – hundert Jahre
nach der Ankunft seines Grossvaters

Mahatma Gandhi und Südafrika 3

Spitzensport für alle Rassen 4

PERSÖNLICH: WILHELM VERWOERD

**Apartheid – nicht Missgeschick,
sondern Unrecht** 5

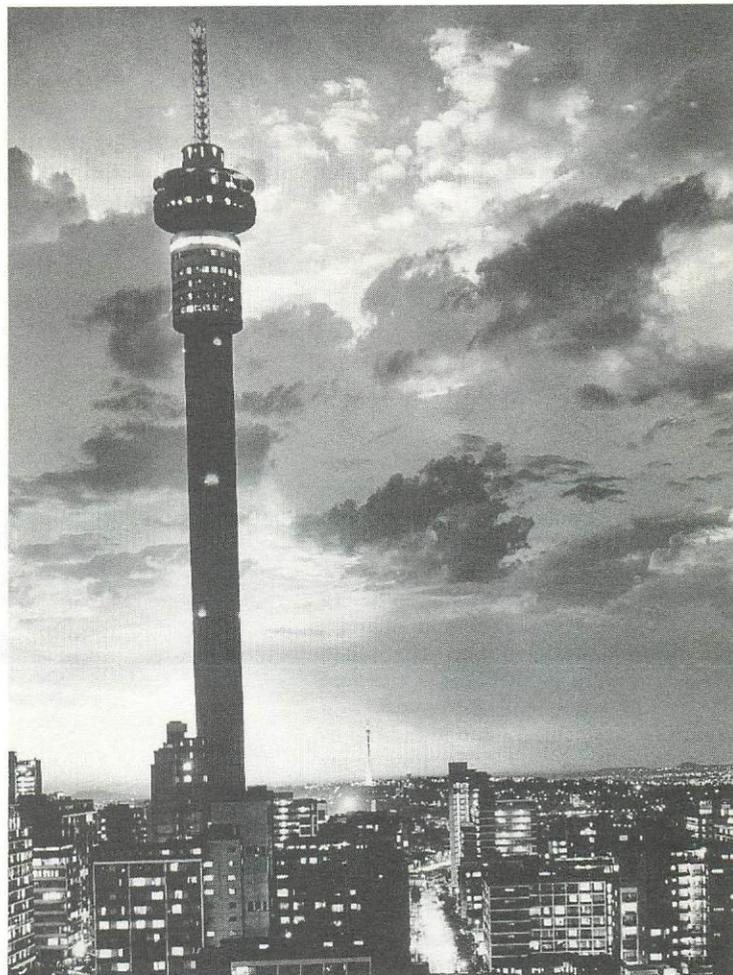
Warum Wilhelm Verwoerd
dem ANC beiträt

ZUM NACHDENKEN

Wenn das Leben randvoll ist... 6
Text zum Nachdenken

FORUM IN NISCHI NOWGOROD

Begegnung mit den russischen Medien 7
Internationales Forum tagt erstmals
in Russland



SÜDAFRIKA

oben:
**Johannesburg,
im Vordergrund der
Styrdom-Turm**

unten:
**Die Tafelberge
in der Kapprovinz**



Hoffnung auf Schulen, Arbeit, Freiheit

Der indische Publizist Rajmohan Gandhi, derzeit Dozent am Institut für Internationale Studien in Neu-Delhi (siehe C.I. Nr. 12/92), war mit seiner Gattin Usha diesen Herbst während dreier Wochen auf Erkundungsreise in Südafrika. In den drei Ballungszentren Kapstadt-Stellenbosch, Durban-Pietermaritzburg und Johannesburg-Pretoria begegnete das Ehepaar den verschiedensten Exponenten einer Gesellschaft, die sich mitten in einer historischen Umwälzung ohnegleichen befindet.

Der Besuch der Gandhis stiess in der Republik am Kap auf grosses Interesse, weil Rajmohan Gandhi unablässig für eine ehrliche Information und gegenseitigen Respekt zwischen den verschiedenen Teilen seines eigenen Vielvölkerstaates wirkt und weil sein Grossvater, der Mahatma, um die Jahrhundertwende in Südafrika ganz Entscheidendes erlebt und ausgelöst hatte (siehe Seite 5).

Es war unser erster Besuch in Südafrika. Genau 100 Jahre zuvor war mein Grossvater Mohandas Karamchand Gandhi im Alter von 23 Jahren in diesem Land eingetroffen, in dem er die nächsten 21 Jahre verbringen sollte. In zahlreichen Begegnungen mit schwarzen, weissen, farbigen und asiatischen Bürgern lernten meine Frau Usha und ich die Stimmung und Besonderheiten Südafrikas kennen. Wir bürgen übrigens aus eigener Erfahrung dafür, dass sogar der Besucher, der von einer Begegnung zur andern hastet, viel von der Schönheit des Landes mitbekommt.

Die Mauern der Apartheid sind endgültig eingestürzt, und keiner unserer Gesprächspartner versuchte sie auf irgendwelche Art zu rechtfertigen, obwohl wir auch rechtsgerichtete Weisse, unter ihnen Abgeordnete der Konservativen, trafen. «Hätten Sie vor fünf Jahren geglaubt, dass der Klerk (und mit ihm eine grosse Anzahl Weisser) das Prinzip des allgemeinen Stimm- und Wahlrechts annehmen würde?» fragte ich unsere Gastgeber. «Oder hätten Sie gedacht, dass der ANC auf Rache verzichten würde?» Kein einziger antwortete mit Ja.

Die Veränderungen in Südafrika sind eine verblüffende Tatsache, aber ebenso die Gewaltausbrüche. Geistliche, die sich um den Frieden bemühen, berichteten von einer Vorstadt Johannesburgs, wo während der letzten Monate täglich drei bis vier Menschen in Auseinandersetzungen umgekommen waren. Oft wird die Polizei gar nicht erst gerufen, weil sie von vielen immer noch als Instrument des Feindes betrachtet wird. In andern Fällen kann oder will sie nicht eingreifen.

Die Polizei ist hoffnungslos unterbesetzt. In Mamelodi, einer Vorstadt Pretorias mit 750 000 Bewohnern, hörten wir, dass dort nie mehr als 30 Polizisten gleichzeitig im Einsatz sind. In Johannesburg erklärte uns ein Mitglied der Exekutive des ANC, die Weissen meinten, Gewalt in den Schwarzenvorstädten sei nicht ihr Problem.

Es gibt ernsthafte Gespräche über die Neubildung von Polizei und Streitkräften durch den Zusammenschluss der südafrikanischen Polizei und Armee mit den bewaffneten Einheiten des ANC



Rajmohan Gandhi am Bahnhof von Pietermaritzburg (Natal), wo sein Grossvater vor 100 Jahren gewaltsam aus dem Zug befördert wurde.

und Frieden

und vielleicht noch andern Verbänden. Ein beinahe unmögliches Unterfangen, wenn man die Konfliktgeschichte der vergangenen Jahrzehnte bedenkt. Genauso verblüffend sind die Verfassungsvorschläge, welche allen Bürgern das gleiche Wahl- und Stimmrecht erteilen und gleichzeitig die Sorgen und Hoffnungen der Minderheiten und Regionen berücksichtigen sollen. Diese Verfassungsgespräche scheinen von Geduld und Reife gezeichnet und eine ganze Anzahl der Vertreter aller Seiten fest entschieden, keinen Zusammenbruch der Diskussionen zu dulden.

Unermüdliche Selbsthilfe

Genauso überwältigend sind die rasch anschwellenden Reihen derer, die keine Arbeitsstelle oder keinen Platz in der Schule finden. Eine Bemerkung der in Südafrika lebenden amerikanischen Fernsehredakteurin Patricia Hunte geht mir nicht aus dem Sinn: «Meine Vorfahren waren Sklaven. Meine Mutter konnte nur wenige Jahre zur Schule gehen, mein Vater noch weniger, aber sie unterrichteten sich gegenseitig. Sie hatten keine Hilfsmittel, aber sie hatten den Willen.» Nur ein weitverbreiteter Ausbruch solchen Willens an der Basis wird den Arbeits- und Schulplatzmangel in Südafrika beheben können.

Ermutigend sind die vielen von Freiwilligen getragenen Entwicklungs- und Erziehungsprogramme, welche wir auf unserer Reise durch die Grossstädte und die kleineren Orte im Transvaal, Natal und der Kapprovinz entdeckten. Da war die Sitzung des Sozialausschusses von Mamelodi, zu der wir eines späten Abends aufgebeten wurden. Mit Hingabe und unermüdlichem Einsatz an Energie und Zeit bemühen sie sich, die Strom- und Wasserversorgung ihrer Gemeinde sowie Abfall- und Abwasserentsorgung zu sichern. Anderswo organisieren aus Schwarzen, Weissen und Farbigen zusammengesetzte Bürgerkomitees gemeinsam Wählerinformationskurse, einen Gesundheitsdienst, Berufsausbildung, Wiederaufforstungs- und Konfliktlösungsprogramme. Dazu gehörte auch die Initiative zum Friedenstag vom 2. September, der bei fast all unsern Gesprächspartnern auf ein positives Echo gestossen war.

«Sie haben nicht einmal angerufen»

In Tokhosa, einer mehrmals von Gewalt heimgesuchten Stadt im Transvaal, sahen wir, wie die einen ihre Toten begrabten, während die andern Menschen beherbergten, die während der Unruhen aus ihren Häusern vertrieben worden waren. Für die Hilfsbereiten selbst bestand Lebensgefahr. Einige erwähnten nicht ohne Unterton der Bitterkeit, wie sehr sie es empfunden hätten, dass ihre Freunde in der weissen Nachbarstadt sich nicht mehr um sie kümmerten. «Noch mehr als nach Geld, Nahrung und Kleidern sehnt man sich in unserer Situation nach menschlichem Kontakt», meinte einer. «Sie haben nicht einmal angerufen, um zu erfahren, ob wir noch am Leben sind.» Auf Ushas Frage, ob sie ihren weissen Freunden diese Gefühle mitgeteilt hätten, antwortete einer: «Nun, das ist ein äusserst christlicher Vorschlag, aber ein schwieriger.» – «Ach wissen Sie», meinte der erste, «wir sind bereit, unser Leben für die gute Sache hinzugeben.» «Ich bin ein Hindu», warf ich ein, «und ich bete auch um die Bereitschaft, für eine nobles Ziel zu sterben. Aber ich möchte frei von Rachegefühlen sein, wenn ich abberufen werde.» Sie lachten – und erklärten sich dann bereit, die Freunde zu treffen, die sie enttäuscht hatten, um zu fragen, wie es ih-

nen auf der andern Seite des Hügels während der Unruhen ergangen war. «Wir wollen an unserem Groll nicht festhalten», sagte ein dritter.

Keine umgekehrte Apartheid

Vor unserer Ankunft hatte ich mir fest vorgenommen, keine eigene Meinung zu äussern. Angesichts der Herzlichkeit und Dringlichkeit aber, mit der man uns Fragen stellte, schmolz mein Vorsatz.

Immer wieder musste ich zugeben, es scheine mir höchst unwahrscheinlich, dass Südafrika als Ganzes sich im jetzigen Moment einem weissen Chef zuwenden würde, auch wenn dieser sich wirklich um das ganze Land kümmerte. Hingegen schien es mir durchaus möglich, dass alle Bürger auf Schwarze ansprechen könnten, deren Herzen für alle Südafrikaner schlagen, ungeachtet ihrer Hautfarbe und Abstammung.

Die schwarzen Südafrikaner, mit denen ich diesen Gedanken besprach, schienen keineswegs erstaunt: «Wir sind gegen jegliche umgekehrte Apartheid», meinte einer von ihnen. «Man hat uns gedemütigt. Aber wir wollen dies den Weissen jetzt nicht zurückzahlen.»

Mahatma Gandhi und Südafrika

In der Republik Südafrika wohnen über dreissig Millionen Menschen. Unter ihnen befinden sich etwa drei Prozent Asiaten, meist Inder, die ab 1860 unter der britischen Kolonialherrschaft vor allem als Plantagenarbeiter einwanderten. Einer von ihnen war M.K. Gandhi, der dort von 1893 bis 1914 als Anwalt wirkte. Im Kampf für die Rechte seiner Landsleute entwickelte Gandhi die *Satyagraha*, das Festhalten an der Wahrheit, was ihm später den Namen *Mahatma*, «dessen Seele gross ist», einbrachte. Zwischen Gandhi, der zeitweilig im Gefängnis war, und dem damaligen Herrscher Südafrikas, General Smuts, entwickelte sich trotz grosser Differen-

zen eine fast persönliche Beziehung. Ähnlich erging es ihm nach seiner Rückkehr mit dem indischen Vizekönig. Geschickt und unverblümt deckte Gandhi schon in Südafrika und auch später in Indien alles Unrecht auf, ohne indessen die Urheber oder Dulder der herrschenden Missstände zu verdammen. Bei den jeweiligen Machhabern schlug sein Ansehen allmählich von Verachtung in Bewunderung um und mit seinem Ansehen auch die Sache, die er vertrat. Nicht umsonst war er später im Volksmund seiner Landsleute «jener Mann in selbstgefertigten Kleidern, der ein Weltreich ins Wanken brachte».

Die Sandalen des Grossvaters

Bei unserer Ankunft hatte ich einigen Freunden gesagt, ich möchte sehr gerne herausfinden, was mit den Ledersandalen geschehen sei, die mein Grossvater in einem südafrikanischen Gefängnis 1908 genäht und Jan Smuts überreicht hatte, dem Mann, der ihn in dieses Gefängnis hatte stecken lassen. Zwei Tage vor unserer Abreise brachte uns Ansie Batchelor vom kulturhistorischen Museum in Pretoria die Sandalen. Sie sind 85 Jahre alt. Bis zu seinem Tod 1950 hatte sie Smuts fast jeden Tag getragen.

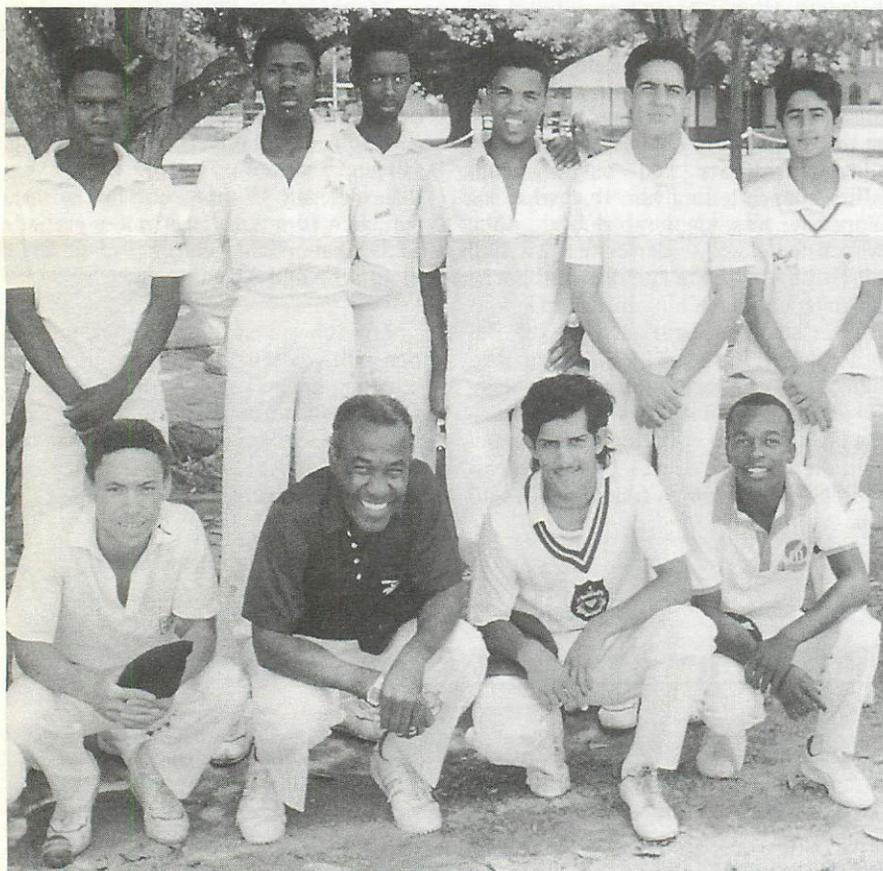
Mir scheint, die Gandhi-Smuts-Geschichte und die Beziehung Mandela-de

Klerk gehören irgendwie zusammen. Mandela kam zwar nicht mit einem Paar Ledersandalen aus seiner 27jährigen Haft, aber mit einem Herzen, aus dem jegliche Rachelust auf wundersame Weise verbannt worden war. Möge Südafrika mit seiner Tradition von Freundschaft inmitten der Konflikte und mit seiner grossen Anzahl mutiger, einsatzfreudiger, verantwortungsbewusster, vergebender Menschen sowohl Freiheit als auch Frieden finden! Ohne diese beiden Elemente wird Südafrikas Leid durch seine Schönheit nur noch verschärft.

Rajmohan Gandhi

Spitzensport für alle Rassen

«In Südafrika ist es an der Zeit, dass einzelne Grosses leisten»



Dies sagt Conrad Hunte, internationaler Cricketstar der 60er Jahre aus Barbados (hier im dunklen Hemd mit südafrikanischen Nachwuchsspielern). Hunte und seine Familie übersiedelten letztes Jahr von Atlanta (USA) nach Johannesburg, wo er im Auftrag des südafrikanischen Cricketverbandes schwarze und farbige Talente aufspürt und trainiert. Dank ihrem Beschluss der Rassenintegration sind heute die südafrikanischen Sportverbände nach 20jährigem Ausschluss vom internatio-

nen Sport wieder zum Wettbewerb zugelassen.

«Für uns in der Karibik war Cricket eine mächtige Triebkraft», meint Hunte. «Unsere Begabung in diesem Spiel ermöglichte uns, wirtschaftlich und gesellschaftlich aufzusteigen aus einem Milieu, das demjenigen vieler schwarzer Südafrikaner sehr ähnlich ist. Meine jetzige Aufgabe gibt mir Gelegenheit, etwas von dem zurückzugeben, was ich dem Spiel verdanke.»

Apartheid – nicht

Es heisst oft, dass Buren (Afrikaander) – als Angehörige der niederländischstämmigen südafrikanischen Minderheit – sich mit Fragen über ihre eigene Identität schwertun. Wenn man zufällig Enkel eines berühmt-berühmten Buren-Nationalistenführers ist, überrascht es nicht, dass man sich oft fragt, was es heute heisst, Bure zu sein.

Wie macht man sich seine Ursprünge – Südafrikaner, Bure, weiss, männlich, Verwoerd, Christ – in einem nach-apartheidlichen Südafrika plausibel, in einer Welt, die ethnisch-nationalistisch bedingte Probleme vermehrt wahrnimmt? Im Blick auf diese weltweiten Probleme äussere ich hier einige persönliche Gedanken.

Im Moment durchläuft Südafrika einen Veränderungsprozess: Die meisten Apartheid-Gesetze werden zum alten Eisen geworfen, und Verhandlungen über eine neue Verfassung sind im Gange. Diese Änderungen sind wichtig, aber in der Praxis wirkt sich die jahrzehntelange institutionalisierte Rassentrennung immer noch in riesigen Problemen aus. Soziologische und wirtschaftliche Tatsachen begünstigen im Zusammenspiel mit gezielter Medien-Berichterstattung eine Kulturform der «grundlegenden Unterschiede» zwischen weissen und schwarzen Südafrikanern.

Umschulung

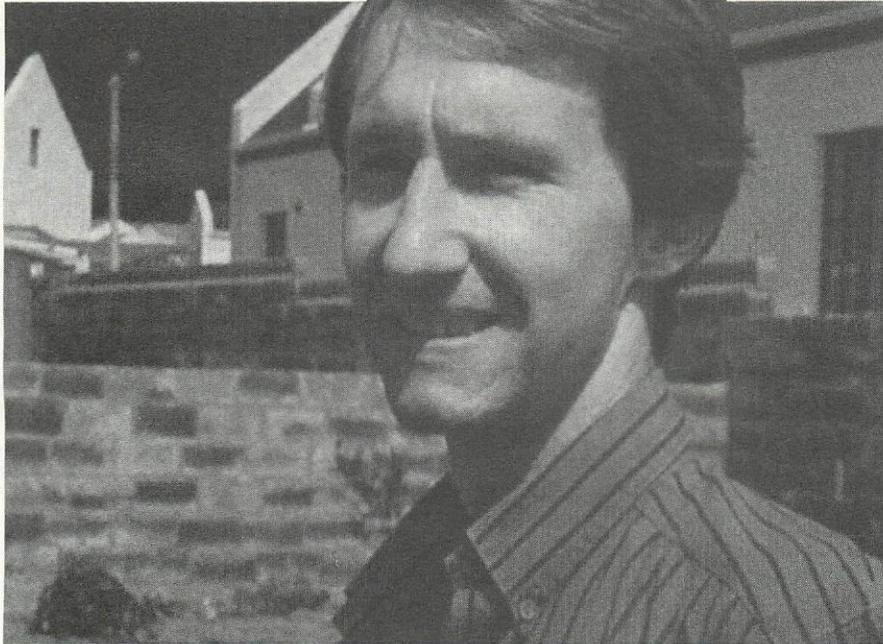
Bei der Rückkehr aus England 1990 in ein «neues Südafrika» war es ein leichtes, wieder in die alte «jene-anderen-und-wir»-Haltung hineinzurutschen – vielleicht, weil ich an der überwiegend weissen Buren-Universität Stellenbosch unterrichtete und in einer verführerisch schönen Vorstadt wohnte, die sich «Tal des Paradieses» nennt. Gleichzeitig machten mir Begegnungen mit andern Südafrikanern aber klar, dass unser Denken und Fühlen noch sehr entkolonialisiert werden muss.

Es verwundert nicht, dass sich eine Umerziehung aufdrängt, nachdem uns jahrelang die «schwarze Gefahr» (in Verbindung mit der «roten Gefahr») eingehämmert wurde. Dazu war die Information über das «restliche Afrika» entstellt oder fehlte ganz. Das gegenwärtige Ausmass der Gewalt von Schwarzen gegen Schwarze sowie die hohe Verbrechensquote schütten tragischerweise noch Öl ins Feuer.

Was hiesse Entkolonisation, besonders für Buren? Einige sind zum Schluss gekommen, dass nur ein unabhängiges

nt Missgeschick, sondern Unrecht

Wilhelm Verwoerd, Philosophie-
dozent in Stellenbosch



Siedlungsgebiet (Homeland) den Fortbestand ihrer Religion, Sprache und Kultur sichern werde. Im Gegensatz zu andern rechtsstehenden weissen Gruppierungen hat sich jedoch die Politik dieser «Homelander» in letzter Zeit bedeutend geändert. Unter anderem haben sie öffentlich anerkannt, dass im Afrikaandertum nicht unbedingt die weisse Hautfarbe inbegriffen ist. Sie sind zur Teilnahme an Verhandlungen bereit, und ihre Gebietsansprüche sind relativ gering.

«Wieso grenzt ihr euch ab?»

Diesen Versuch, die ideologische, geschichtliche Verbindung zwischen weisser Vorherrschaft und Buren-Nationalismus zu lösen, empfinde ich in mehrfacher Hinsicht als problematisch. Noch habe ich den verdutzten Blick eines Priesters aus Sambia vor Augen und höre, wie er fragte, als ich mich 1988 zum erstenmal über den nördlichen Grenzfluss Limpopo gewagt hatte: «Wieso versucht ihr Buren so sehr, euch von uns Afrikanern abzugrenzen?»

Ich sehe nicht ganz, wie wir imstande sein werden, friedlich nebeneinander zu leben, wenn wir nicht lernen, in *einem* Land zusammenzuleben – einem Land, wo ethnische Zugehörigkeit als kulturelle Tatsache ernstgenommen wird, nicht aber als Grundlage für politische Rechte erhalten muss.

Selbstverständlich gehört es zum Menschsein, sich mit einer Gruppe zu identifizieren. Es geht aber darum, dies

von jenem feindseligen kollektiven Egoismus zu trennen, der die eigene Gruppe rein um ihrer selbst willen begünstigt. Wir müssen auf schöpferische Weise neu deuten, was es heisst, Afrikaander zu sein, mit Betonung des Elementes «Afrika». Ich kann nur dem Ausspruch eines bekannten Ghaneser beipflichten, dass Afrikaner sein «wohl oder übel» ein Engagement für den ganzen Kontinent mit einschliesst.

Ehrliche Auseinandersetzung

Damit diese Verpflichtung trägt, müssen wir den Ereignissen der Vergangenheit auf den Grund gehen. In Anbetracht der einmaligen politischen Macht der Afrikaander seit 1940 tragen wir eine schwere Verantwortung für die katastrophale Ausbeutung ethnischer Gebenheiten durch die Apartheidpolitik. Es genügt nicht, die «getrennte Entwicklung» als eine Politik hinzustellen, die gutwillig formuliert wurde, aber leider in der Praxis versagte.

Apartheid war nicht ein Missgeschick, sie war eine Ungerechtigkeit. Sie kann erklärt, nicht aber gerechtfertigt werden, und wir können uns unsern gegenwärtigen und zukünftigen Pflichten nicht entziehen. Ich meine nicht einen selbsterstörerischen «Schuld-Trip». Eine ehrliche Auseinandersetzung mit unserer kollektiven Vergangenheit kann zur ausschlaggebenden Quelle moralischen Wachstums und dauerhafter Versöhnung werden.

In diesem Glauben hat mich eine

Reihe persönlicher Erlebnisse vor und nach meinem Entschluss, dem ANC beizutreten, bestärkt. Jahrelang wollte ich mit Politik nichts zu tun haben – als Christ empfand ich sie als zu schmutzig, und als ein Verwoerd befürchtete ich einen Identitätsverlust im Schatten meines Grossvaters.

Allmählich ging mir auf, speziell nach einem Treffen mit Dr. Mandela, dass die Sorge um meine Identität mich daran hinderte, zum Heilungsprozess beizutragen. Ich habe gesehen, wie ein paar öffentliche Worte und einige grundlegende Verpflichtungen beginnen können, die seelischen Narben zu heilen, welche die Verwoerdsche Apartheid hinterlassen hat, und wie schmerzhaft Symbole im positiven Sinn eingesetzt werden können.

Obwohl die Zukunft unklar ist, bleibt die Herausforderung für heute bestehen: die Quellen unseres individuellen und gemeinsamen Selbst zum Nutzen aller (Süd-)Afrikaner umzuleiten.

Wilhelm Verwoerd

Stichworte

Afrikaans, aus niederländ. Dialekten entstandene Sprache eines Teiles der weissen Bevölkerung der Republik Südafrika; seit 1925 neben Engl. Amtssprache; Muttersprache von etwa 60% der Weissen und etwa 90% der Mischlinge.

Buren (niederl. «Bauern») (Boeren, Afrikaander), Nachkommen der seit 1652 in Südafrika eingewanderten niederl. und dt. Siedler; sprechen Afrikaans; zogen 1835–38 im Grossen Treck nach N und gründeten mehrere kleine Republiken, von denen nach 1860 der Oranjefreistaat und die Südafrikan. Republik übrigblieben.

Verwoerd, Hendrik Frensch (Afrikaans fer'vu:rt), * Amsterdam 8. Sept. 1901, + Kapstadt 6. Sept. 1966 (ermordet), südafrikan. Politiker. – 1948–58 Senator der Südafrikan. Union, 1950–58 Min. für Eingeborenenfragen, seit 1958 Premiermin. und Vors. der National Party; verfocht mit polizeistaatl. Mitteln eine rigorose Apartheidspolitik und gründete Bantuheimatländer; setzte 1961 den Austritt Südafrikas aus dem Commonwealth und die Umwandlung des Landes in eine Republik durch; fiel einem Attentat zum Opfer.

(Meyers Grosses Taschenlexikon)

Wenn das Leben randvoll ist...

Als sich vor ungefähr hundert Jahren mein Grossvater zum Heiraten entschloss, fiel seine Wahl auf das Mädchen von nebenan. Es lebte 160 Kilometer entfernt. Dazwischen gab es nur Känguruhs, ein paar Schafe und viel Wüste. Im Gegensatz dazu sass ich unlängst in einem Stau auf der Autobahn in Los Angeles – diese grosse Metropole mit ihren 16 Millionen Einwohnern erstreckt sich ebenfalls über 160 Kilometer! Anfangs dieses Jahrhunderts lebten in Amerika neunzig Prozent der Bevölkerung auf einzelnen Bauernhöfen oder in Dörfern. Heute zählt Kalifornien etwa 32 Millionen Einwohner und um die 26 Millionen Motorfahrzeuge. Wozu so viele Autos? könnte man fragen. Aber es herrscht eine unerhörte Mobilität.

Zu unserem Bekanntenkreis in Los Angeles gehören Afghanen, Chinesen, Armenier, Westafrikaner, Schweden und Chilener nebst all den Afro- und Euro-Amerikanern. Auch die Kommunikationssysteme sind weltweit geworden. In Indien haben, soviel ich weiss, schon sechzig Prozent der Bevölkerung die Möglichkeit fernzusehen.

Nun sollte man meinen, mit all diesen weltweiten Nachrichtenverbindungen und dieser Mobilität würden wir mehr voneinander erfahren, mehr Gemeinschaftsgeist und weltweites Bewusstsein entwickeln. In bestimmten Bereichen geschieht dies auch, aber paradoxerweise wirken mächtige Kräfte in der Gegenrichtung auf Zersplitterung hin – Zersplitterung der Lebensvorgänge, der menschlichen Beziehungen. Selbst die Einwohner von Millionenstädten fühlen sich isoliert oder stehen sich gar feindselig gegenüber. Anstelle von Gemeinschaft herrscht Absonderung, anstelle von Vertrautheit entsteht Einsamkeit, Verlorenheit, Hilflosigkeit.

«Wie geht's?»

Dazu kommt eine weitere weltweite Tendenz – ich würde es eine Seuche nennen, die unser ganzes gesellschaftliches Gefüge schädigt. Ich meine nicht die Aids- oder Drogenepidemie, so gefährlich sie sind, sondern die Seuche des Überbeschäftigt-Seins: Wir investieren so viel von unserem Leben in materielle Vorhaben und Leistungen. Auf die Frage, wie es gehe, erzählen einem die Leute heute fast ausnahmslos, wie beschäf-

tigt sie seien – als sei ihr Selbstwertgefühl untrennbar mit ihrer Geschäftigkeit verbunden. Einer meiner australischen Freunde verbrachte neulich zwei Abende hintereinander zu Hause und meinte zu seiner Frau, er habe wohl eine Mid-life-Krise! Wenn jemand 18 Stunden am Tag arbeitet, so deutet dies schon beinahe darauf hin, wie schöpferisch und erfolgreich er ist. Andererseits erscheint es als tragisches Versagen, arbeitslos zu sein und Zeit übrig zu haben.

Inmitten all dieser Geschäftigkeit ist uns viel von unserem Gespür für den Sinn und das Ziel des Lebens abhanden gekommen, ja sogar etwas von unserem Selbstwertgefühl. Dies ist keine Randfrage, sondern sie trifft den Nerv dessen, was in der Welt wichtig ist. Ich schätze, es gibt darauf viele Antworten, und wir müssen einander helfen, sie zu finden.

Macht und Ohnmacht

Als Ausgangspunkt möchte ich vorschlagen, dass wir uns Raum gönnen, um über die Dinge nachzudenken, die durch unser geschäftiges Leben ins Abseits gedrängt werden. Wir wollen uns mit Stille und Untätigkeit anfreunden. Der Schweizer Arzt Paul Tournier sagte ein-

Für mich enthält Stille hauptsächlich eine Erwartung. Ich warte darauf, dass Gott meine Gedanken so anregt, dass ich neu belebt und schöpferisch werde, anstatt «ein tönendes Erz und eine klingende Schelle» zu sein, wie der Apostel Paulus sagt (1. Korinther 13,1). Das ist die Achse, nach der mein Leben ausgerichtet ist. Es handelt sich um den Versuch, die Menschen und ihre Probleme vom Standpunkt Gottes aus zu sehen, soweit das möglich ist.

*Paul Tournier
in «Zuhören können» (Herderbücherei)*

mal: «Dem modernen Menschen fehlt die Stille. Er hat sein Leben nicht mehr in der Hand; er wird von den Ereignissen mitgerissen. Wenn das Leben randvoll ist, kann selbst Gott nichts mehr hinzufügen. Daher ist es notwendig, Unterbrechungen einzuschalten. Es gibt eine Macht der Stille, die uns zwingt, tiefer in uns selbst einzudringen.»

Ich denke, die Stille verleiht auch die Kraft, von der Einsamkeit zur Vertraut-

heit vorzustossen und Gemeinschaft zu schaffen; denn indem wir zur Versöhnung mit uns selbst finden, öffnet sich uns auch der Weg zur Versöhnung mit andern.

Weiter möchte ich vorschlagen, dass wir Veränderung herzlich aufnehmen. Viele Leute haben das Zeitunglesen aufgegeben. Die Probleme sind so megariesig, dass man glaubt, nichts dagegen tun zu können, und so will man sie lieber gar nicht zur Kenntnis nehmen. Die weltweiten Nachrichtensysteme, die Massenmedien, die mächtigen Wirtschaftskonzerne und Regierungsapparate erzeugen in uns ein Gefühl der Hilflosigkeit, das immer grösser und komplexer wird.

Es ist leicht gesagt, aber ich glaube, dass wir nur dann wirklich ohnmächtig sind, wenn wir all unsere Probleme andern anlasten. Kraft kommt, wenn wir es wagen, in den Prozess der Änderung einzutauchen – in uns selbst und in der Welt –, anstatt aus Angst und Ablehnung vor den Problemen davonzulaufen. Die notwendige Kraft, das nächste Jahrhundert zu meistern, werden nicht die äusserlich Wendigen haben, sondern die innerlich Motivierten – jene, die zur moralischen und geistigen Erneuerung ihrer

selbst und ihrer Umgebung ja sagen. Wer dies tut, entdeckt zu seinem Erstaunen, dass er nicht allein ist, dass Vernetzungen zwischen Menschen bestehen, deren Mut und Verpflichtung eine grosse Inspiration bedeuten. Dies ist der Beginn echter Gemeinschaft.

Michael Brown, Australien

Begegnung mit den russischen Medien

Haben die Moskauer Auseinandersetzungen von Anfang Oktober die Chancen für die Demokratie in Russland verbessert? Es ist zu hoffen. Dass Boris Jelzin es als notwendig erachtete, eine gewisse Anzahl Zeitungen zu verbieten, bedeutet jedoch einen Rückschlag für die freie Meinungsäußerung, die Russland seit zwei Jahren stark geprägt hatte.

Kurz vor den Moskauer Ereignissen fand in Nischni Nowgorod, 400 km östlich der Hauptstadt, eine Tagung des *Internationalen Kommunikationsforums* statt, die sich mit ebendieser Frage der Freiheit und Verantwortung der Medien befasste. Unser Kollege Jean-Jacques Odier von der Zeitschrift *Changer* gibt hier seine Eindrücke als Teilnehmer wieder. Er zeigt die Schwierigkeiten auf, denen die russische Presse und das Fernsehen gegenüberstehen, unabhängig von den Auswirkungen der in Moskau geschaffenen neuen politischen Lage.

Wer ehemals in einer russischen Familie zu Gast war, musste sich als erstes vor der häuslichen Ikone verneigen. Es war also angebracht, dass wir in Nischni Nowgorod als erstes das Museum besuchten, das eine der schönsten Sammlungen von Ikonen beherbergt, deren älteste, oft mit mehreren Szenen auf derselben Tafel, aus dem 15. Jahrhundert stammen. Die Sammlung kann erst seit kurzem besichtigt werden, und zwar dank dem Beschluss des Gouverneurs, auf die offizielle Residenz im Kreml der Stadt zu verzichten, um daraus ein Museum zu machen.

Die «verbotene Stadt» öffnet sich

Nischni Nowgorod, die drittgrößte Stadt Russlands, wurde 1221 gegründet und diente als Vorposten im Kampf gegen die Mongolen. Später entwickelte es sich zu einem der ersten Industriezentren des Landes mit einer florierenden Handelsmesse. 1932 wurde es umbenannt und war als Gorki bis 1991 aufgrund seiner bedeutenden Rüstungsindustrie eine «verbotene Stadt». Wie bekannt, lebte Andrei Sacharow während mehrerer Jahre dort in der Verbannung.

Als Stadt, die also erst seit zwei Jahren wieder offensteht, sucht sich Nischni Nowgorod unter der Leitung des jungen Provinzgouverneurs und des unterneh-

mungsfreudigen Bürgermeisters in seiner Rolle als Bahnbrecher der Marktwirtschaft zu profilieren. Eine weitreichende Privatisierung von über vierhundert Geschäften und Firmen wurde in Gang gesetzt, wobei die Angestellten dieser Unternehmen oft Gelegenheit hatten, Miteigentümer zu werden. (Die Journalisten beklagen sich



Der Bürgermeister der Stadt begrüßt die Forumsteilnehmer

freilich, von dieser Reform ausgeschlossen zu sein: «Die Privatisierung der Kultur ist vergessen worden!» sagt einer von ihnen.) Sollte dieses Reformrezept gelingen, könnte es auf andere Städte angewandt werden.

Die Handelsmesse bekommt wieder Aufschwung. Während unseres Aufenthaltes wurden höchstentwickelte Rüstungsgüter zum erstenmal der Öffentlichkeit vorgeführt. Der Bürgermeister beabsichtigt, seine Stadt zu einem Modell der Umstellung von Rüstungs- auf zivile Betriebe zu machen.

Erstes Kennenlernen

In dieser anregenden Atmosphäre tagte – erstmals in Russland – das vor zwei Jahren ins Leben gerufene *Internationale Kommunikationsforum* (dessen Initianten, William Porter, wir in der vorhergehenden Ausgabe porträtierten, die Red.). Die Begegnung mit den russischen Medien sollte dazu dienen, den moralischen und kulturellen Beitrag eines Bereiches zu erforschen, der sich weltweit zu einem der bedeutendsten Wirtschaftszweige entwickelt hat. Vorderhand ging es freilich darum, die Lage

von Presse und Fernsehen im postkommunistischen Russland kennen- und verstehenzulernen: eine allseits schwierige Sache, soweit man es nach den widersprüchlichen Ansichten unserer russischen Gesprächspartner beurteilen kann.

«Es bestehen schon 15 000 Zeitungen, Presseagenturen und Fernsehstationen in Russland», sagte uns der Direktor der Medienabteilung im Informationsministerium der Russischen Föderation. «Wir sind also mitten in der Marktwirtschaft! Aber die Qualität leidet darunter.»

Aus der sibirischen Hauptstadt Novosibirsk waren sechs Journalisten und Professoren angereist. Themen wie wirtschaftliche Freiheit, Korruption und Chancengleichheit müssten doch in den Medien Vorrang haben, meinte einer von ihnen. Dies sei aber immer noch nicht der Fall, denn die Manipulation, die Waffe des ehemaligen Totalitarismus, sei bis heute nicht vollständig verschwunden; sie sei nur hinterhältiger und sanfter geworden.

Nach dem Kulturschock

Die dynamische Leiterin einer öffentlichen regionalen Fernsehstation hatte 1983, noch vor der Perestroika, eine These über die Notwendigkeit verfasst, Journalisten ihre Meinung ausdrücken zu lassen. Heute, zehn Jahre danach, fragt sie sich, ob die These nicht umgekehrt werden sollte, so sehr sei die Pressefreiheit verwildert: «Diese Freiheit kommt mir vor wie jene, die man in Irrenhäusern antrifft.» Für sie ist der Kulturschock schon vorbei und das Zeitalter der kulturellen Gleichgültigkeit angebrochen. Sie bedauert, keinen einzigen Fall zu kennen, wo Journalisten oder Fernsehkommentatoren für berufliche Fehler getadelt worden wären. Dabei brauche doch jede Gesellschaft ein Wertesystem.

Die Idee, dass die Medien eine vierte Macht im Staat darstellen, ist für den Redaktor einer Moskauer Presseagentur ein reiner Mythos. «Wir sind ein Land der Amateure», sagt er, «das berufliche Niveau schwindet. Früher wurden unsere Artikel aufmerksam gelesen, und so hatten wir das Gefühl, einen gewissen Einfluss ausüben zu können. Heute achtet niemand mehr auf das, was wir

schreiben. Wir leben in einem Gespensterland, und daher bin ich in Sorge für die kommenden Generationen.»

Beide Seiten zeigen

Als Vertreter eines andern Landes aus dem ehemaligen Sowjetblock sieht

CAUX-Information

Redaktion
 Marianne Spreng-von Orelli, Verena Gautschi,
 Christoph Spreng, Margrit Schmitt-Gehrke

Administration und Redaktion
 Postfach 4419, CH-6002 Luzern,
 Telefon 041-42 22 13, Fax 42 22 14

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen
 MRA Bücherdienst, Eggemann, Uhlandstrasse 20,
 D-45964 Gladbeck

Abonnement
 Schweiz: Fr. 32.-, Deutschland: DM 42.-,
 übrige Länder: sFr. 37.-

Postcheckkonten
 Schweiz: 60-27255-8, CAUX-Information,
 CH-6002 Luzern
 Deutschland: 2032-751 Postscheckamt Karlsruhe,
 CAUX-Information, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise
 12mal jährlich

Druck
 Brunner AG, Druck·Informatik·Verlag,
 6010 Kriens

Fotos
 Gandhi, Horn, Kingwill, Odier, SATOUR

ein junger Leiter einer Warschauer Fernsehstation zahlreiche Ähnlichkeiten zwischen der polnischen und der russischen Situation. Nach dem Besuch eines TV-Zentrums in Nowgorod erklärte er: «In Ihrem Land stelle ich zwei Arten von Medien fest. Die einen erwarten von der Regierung, dass sie ehrlicher wird, die andern wollen alles aufs Mal, sofort und ohne sich um die Grenzen des Rechts zu sorgen. Unsere Erfahrung der letzten Jahre in Polen lehrt uns, dass es unerlässlich ist, immer beide Seiten einer Tatsache zu zeigen. Dieses Prinzip hat uns sehr geholfen. Vor 1989 wussten wir, dass unser Fernsehen eines der langweiligsten war. Aber während meiner Ausbildung in den USA merkte ich, dass die vorrangige Behandlung von Verbrechen und Gewalt genauso langweilig ist. Wir müssen die Zuschauer fragen, was sie wollen, und dann müssen wir ihren Geist und ihre Gefühle anspornen.»

unserer eigenen Lebensführung gegenüber viel wachsender sein», meint er.

Auf ersten Anhieb schien diese persönliche Forderung die russischen Teilnehmer nicht zu begeistern. «Wollen Sie zum Beispiel, dass wir unsere Steuern ehrlich bezahlen sollen?» rief ein alter Routinier der russischen Presse aus. «Was hat das zu tun mit dem, was wir schreiben?» – Doch im Verlauf der Zusammenkünfte wurde man sich zunehmend darüber einig, dass ein Wertesystem erforderlich sei, das für den einzelnen wie die Gesellschaft gelte.

Zwei Gefahren

Der Chefredaktor einer nordostindischen Tageszeitung schlug eine realistische Note an, indem er die Schwierigkeiten beschrieb, mit denen die Presse in seiner von zahlreichen Aufständen heimgesuchten Provinz zu kämpfen hat. Da seine Zeitung eine politisch unabhängige Linie verfolgt, hat er selbst mehrere Morddrohungen erhalten. «Unser Beruf steht zwei Versuchungen gegenüber», erklärte er, «der Sensationslust und der Parteilichkeit. Unsere Redaktion hat beschlossen, die hoffnunggebenden Nachrichten hervorzuheben. Sich auf schlechte Nachrichten zu beschränken bedeutet Verdrüsslichkeit fördern.»

Warum wir schreiben

Aus Indien, USA, Grossbritannien, Frankreich, Schweden und Norwegen waren etwa zwanzig weitere Medienschaffende angereist. Sie verwiesen auf das, was nach ihrer Ansicht zu den Vorbedingungen einer freien Presse gehört. «Wir dürfen niemals zulassen, dass das

Zutreffendes durchkreuzen - Marquer ce qui convient
 Porre una crocetta secondo il caso

Abgereist Parti Partito	Adresse ungünstig insuffisante Indirizzo in- sufficiente	Unbekannt Inconnu Sconosciuto	Annahme verweigert Refuse Respinto	Gestorben Décédé Decesso
-------------------------------	--	-------------------------------------	---	--------------------------------

11/93



Nischni Nowgorod: Blick aus einem Wolgadampfer auf die Kathedrale und den Hafen.

Kamel der staatlichen Reglementation seine Nase in unser Zelt steckt», mahnte ein Chronist aus Florida. «Aber vergessen wir nicht, dass wir unsere eigenen schlimmsten Feinde werden können. Oft neigen wir dazu, uns beim Schreiben nach dem zu richten, was die andern Zeitungen schreiben, und dabei zu vergessen, was wir der Öffentlichkeit schuldig sind.»

«Dieses Forum hat mir viel gebracht», bemerkte der Chefredaktor einer Nowgoroder Zeitung. «Es hat mich im Glauben bestärkt, dass moralische Werte für die Gesellschaft wichtig sind.» Im Gespräch mit dem englischen Verleger William Porter, dem Präsidenten des Forums, meinte ein politischer Analytiker aus Moskau: «Nach dreissig Jahren Journalismus war ich soweit, dass ich den Eindruck hatte, niemand teile mein Ideal. Jetzt weiss ich, dass auch andere ein Ideal haben.»

Für einen britischen Kommentator, der für mehrere grosse Londoner Tages- und Wochenzeitungen schreibt, ist die persönliche Integrität der Journalisten ein wesentliches Gebot. «Wir müssen

Jean-Jacques Odier